



Das Rentensystem ist in der Krise. Karin hat mehr als 40 Jahre in der Pflege gearbeitet. Jetzt ist sie altersarm.

Fotos: Alexander Schwaiger

Karins Rechnung endet immer bei Null

Das deutsche Rentensystem ist in der Krise. Immer weniger Beitragszahler versorgen immer mehr Senioren. Wenn es keine Reform gibt, droht der Kollaps. Und die Zahl der Menschen in Altersarmut könnte stark steigen

VON CLAUDIA LEHNEN

Gute Tage berechnet Karin in Naturalien. Ein ganzer Spitzkohl für einen Euro auf dem Nippeser Wilhelmplatz. Wenn sie was einfriert, kommt sie damit über mehrere Tage. Sechs günstige Pakete Butter von der Freundin, die mit der Kühltasche nach Holland gefahren ist. Eine geschenkte Avocado von der Nachbarin.

Karin ist 76 Jahre alt. Sie hat 49 Jahre ihres Lebens gearbeitet und Beiträge eingezahlt. Dafür gewährt ihr die deutsche Rentenkasse 940 Euro im Monat. Zieht man die Kosten für Miete und Nebenkosten ab, bleiben ihr 360 Euro. Weil das zu wenig zum Leben ist, stockt der Staat ihr Einkommen mit knapp 200 Euro Wohngeld auf. Viele Zahlen. Und immer enden sie bei der Null.

So wie Karin geht es etwa jedem fünften Rentner in Westdeutschland. Weil sie weniger als 60 Prozent des mittleren Einkommens zur Verfügung haben, gelten sie als armutsgefährdet. Das bedeutet umgekehrt allerdings auch: Vier anderen geht es ganz gut. So wie dem 72 Jahre alten Wilfried Preisendörfer. Er hat Bankkaufmann gelernt und auf dem zweiten Bildungsweg ein Studium abgeschlossen, war später Personalratsmitglied und zum Schluss rund 15 Jahre freigestellter Personalratsvorsitzender einer westdeutschen Großsparkasse. Fast 48 Jahre hat er in die Rentenkasse eingezahlt, über 20 Jahre davon Höchstbeiträge. Dafür bekommt er heute etwa 2700 Euro Rente. Dazu noch eine Zusatzversicherung. Allerdings muss er mehr als 2000 Euro jährlich Steuervorauszahlung leisten.

Preisendörfer kann nach Lübeck zu seinem Enkel reisen, wenn ihm danach ist. Auch gelegentliche Urlaube sind möglich. „Ich kann von meiner Rente gut leben.“ Preisendörfer repräsentiert nicht den Durchschnitt. Aber trotzdem kann man vielleicht sagen, dass es vielen Rentnern heute so gut geht wie noch nie. Als Bismarck die Rente einführte, erreichten die meisten Beitragszahler das Eintrittsalter gar nicht. Heute bekommt ein Senior im Schnitt etwa 20 Jahre lang Rentenzahlungen, ehe er stirbt. Im Durchschnitt verfügt ein Ruhestandler laut aktuellen Zahlen des Statistischen Bundesamtes über 1.990 Euro im Monat. Jeder Fünfte hat mehr als 2.870 Euro zur Verfügung. Insgesamt sind die Einkünfte von Rentnern in den vergangenen drei Jahren

im Schnitt um neun Prozent gestiegen. Ziemlich sicher jedoch geht es den Rentnern heute so gut wie es ihnen in Zukunft lange nicht mehr gehen wird. Die Geschichte von Karin ist so gesehen auch ein Blick in die Zukunft. Als würde man ein Fernglas richten auf die Situation der Rentner in einigen Jahrzehnten. Denn wenn die Reformen ausbleiben, wird die Zahl derer, die in der Grundsicherung oder bei unterstützten Sozialleistungen landen, bis 2040 deutlich wachsen. Zu diesem Schluss kommt eine Bertelsmann-Studie. Und man muss nicht mehr als Grundschul-Mathematik beherrschen, um das grob nachzurechnen. Weniger Geburten bedeuten weniger Beitragszahler für eine wachsende Masse an Alten, die nicht mehr erwerbstätig ist, aber dennoch eine finanzielle Absicherung benötigt.

Seit Norbert Blüms Satz „Die Renten sind sicher“ vor 30 Jahren diskutiert Deutschland, wie lange das wohl noch gut gehen kann. Politiker reden über das Thema ungen. Schließlich sind 40 Prozent aller Wahlberechtigten älter als 60 Jahre und wollen von Reformen oder gar Kürzungen nichts hören. Also verteilt man lieber weiter Geld, das das System eigentlich nicht hergibt: Die CSU zauberte jüngst die Mütterrente aus dem Hut, die SPD die abschlagfreie Rente für besonders langjährige Versicherte. Immerhin an die Beamten traute sich Arbeits- und Sozialministerin Bärbel Bas (SPD) zuletzt ran, als sie vorschlug, auch diese, sowie Selbständige sollten in die gesetzliche Rentenversicherung mit einzahlen und das System so stützen. Der frühere sozialdemokratische Vizeminister Franz Müntefering, der seinerzeit in der SPD die Rente mit 67 durchsetzte, schwor alle zusammen auf die Notwendigkeit von Reformen ein: „Bevor der Wagen in den Graben fährt, muss man auch lenken“, sagte er kürzlich im Interview mit der „Süddeutschen Zeitung“.

Gräben allerdings, sie lauern überall. Bei den Beitragszahlern, die bei Laune gehalten werden müssen, damit sie nicht frustriert vom geringen Netto ins Bürgergeld flüchten. Bei den Alten, die am Ende des Lebens von der gesetzlichen Rente nicht leben können. Wo man auch zieht, die Decke bleibt zu kurz - irgendjemand friert immer. Überproportional oft sind das heute Frauen.

Sie sind von Armut im Alter häufiger betroffen als Männer, schließlich beziehen sie fast 40 Prozent weniger Rente. Der sogenannte Gender Pension Gap ist damit einer der größten Europas. Wie es so weit kommen kann? Frauen arbeiten häufig in Teilzeit oder ohne überhaupt bezahlt zu werden, weil sie sich zu Hause um den Abwasch und die Kinder kümmern.

Diesen Fehler hat Karin nicht begangen. „Es ist nur ein Verlobungsring. Da ist Bügeln nicht inbegriffen“, pflegte sie zu ihrem Lebensgefährten zu sagen. Mit Kindern habe es leider nicht geklappt. Heiraten wollte sie nie, obwohl die Eltern ihr zurieten. Ein Konzept der Abhängigkeit missfiel ihr schon immer.

Mit vierzehn Jahren hat Karin eine Lehre als Arzthelferin angefangen. „Nein, nicht Medizinische Fachangestellte! Ich war examiniert, durfte intravenös spritzen.“ Karin ist stolz. Sie sitzt in ihrer Zwei-Zimmer-Wohnung in Niehl. Die Haare kurz und wollgrau, die Bluse apfelgrün, die

„Manchmal kotzt mich das an. Ich sitze hier bei meinem Wasser und weiß: Nebenan lassen andere die Gläser klirren“

Karin, Rentnerin

dunklen Augen blicken aufmerksam und fast ein bisschen herausfordernd durch Brillengläser. Sie ist geschminkt, das sei sie immer dann, wenn sie sich Mut machen wolle. Der Lippenstift als Rüstung. Und auch ohne wüsste jeder, der Karin begegnet: Vielleicht ist sie nicht mehr so stark. Aber sie wird ihr Territorium weiter verteidigen, notfalls auch zum Angriff übergehen. Sie hat in ihren Berufsjahren alle möglichen Fachrichtungen durchlaufen. Sie weiß, was ein Differenzialblutbild ist. Sie kann Leukozyten im Urin zählen. Sie kann gipsen. Sie kann Sportler massieren. Sie hat schon Geld als Bademodenmodell verdient. Sie hat einige Jahre auch auf dem Markt gearbeitet. Deshalb kann sie auch Erdbeeren so appetitlich mit den grünen Krönchen nach oben drapieren, dass alle, die vorüberlaufen, in eine reinbeißen wollen. Sie kann mit Professoren hochdeutsch

sprechen und mit den Patienten, wenn nötig, in derbstes Kölsch verfallen. „Mein Chef hat immer gesagt: Dich kann ich überall hinschicken. Du kriegst alles geregelt.“

Schlechte Tage berechnet Karin in Naturalien. Es sind Tage des Verzichts. Dann steht sie auf dem Rudolfplatz und studiert die Speisekarten der Cafés. „Da sitzen ja alle und lachen.“ Latte macchiato. Kartoffel-suppe. Reibekuchen. Ein Schnitzel. „Dann merke ich: Das kann ich mir alles garnicht leisten.“ Sie dreht sich also weg, geht nach Hause, setzt sich alleine auf ihr Sofa. „Manchmal kotzt mich das an. Ich sitze hier bei meinem Wasser und weiß: Nebenan lassen andere die Gläser klirren.“ Einen Luxus gibt sie nicht auf: Das Rauchen. Auch hier hilft ihr, dass sie ein geselliger Mensch ist. „Ich habe eine Freundin, die dreht mir manchmal ein ganzes Päckchen.“

Die Sache mit dem Geld stand in Karins Leben unter keinem guten Stern. Irgendwie hatte sie gedacht, es reiche, sich anzustrengen. Aber Fleiß ist keine Währung. Selten wird man dadurch reich. Nicht immer wird man davon satt. Es fing schon kürzlich an. „75 Mark habe ich im ersten Lehrjahr verdient. Man nannte das damals gar nicht Gehalt, sondern Erziehungsbeihilfe“, sagt Karin. Ein Frauenjob war das. Was in den 1970er Jahren nichts anderes bedeutete als: Er wurde schlecht bezahlt. Schließlich rechnete niemand so richtig damit, dass Frauen von ihrer Erwerbstätigkeit auch leben können müssten. Der Beruf war eher als Beschäftigungs-Scharnier gedacht zwischen versorgter Kindheit zu Hause und der Versorgung.

„Viele Frauen haben sich damals nach dem ersten oder zweiten Kind gar ihre Rentenansprüche auszahlen lassen“, sagt Wilfried Preisendörfer, der heute Rentner berät. „Da kaufte man sich dann zum Beispiel ein Schlafzimmer und heute sitzen diese Frauen bei mir und hadern, weil der Mann weg und die Rente dürrig ist.“ Das rentenfinanzierte Schlafzimmer liegt zudem längst auf dem Sperrmüll.

Überhaupt ist das mit der Rente am Ende dann doch oft eine Überraschung. Karin sagt: „Ich habe mir damals beim Amt die Summe angesehen und gedacht: Okay, und was kommt dann da noch dazu?“ Und auch das mit dem Antrag sei nicht so einfach. „Viele wissen nicht, wie umfangreich das alles ist. Da müs-

sen Kinder angegeben werden und Wohnsitze“, sagt Preisendörfer. Am Ende erlebt er gerade bei Frauen, dass es dennoch nicht reicht. „Die landen dann im Ruhestand als Flaschensammlerinnen auf der Straße. Das finde ich für ein solch reiches Land wie unseres wirklich beschämend. Wer 45 Jahre gearbeitet hat, sollte auch eine auskömmliche Rente erhalten.“

Ein einziges Mal hat Karin finanziell Glück gehabt. Laborleiterin beim Betriebsarzt in der Oberpostdirektion. Sie hat so viel verdient wie vorher und hinterher nie. Und das bei weniger Arbeit. Fünf Impfungen, mehr war da manchmal nicht. Karin war das zu wenig. „Es gab Tage, da konnte ich um zwei Uhr nach Hause gehen. Das Rum-sitzen ist nichts für mich. Da habe ich gekündigt. Mein Vater war außer sich. Kind, wieso? Hat er mich gefragt. Und gesagt, dass ich auch an die Rente denken müsse.“

An die Rente denken. Manche Worte brauchen ein Leben lang, um anzukommen. Schließlich ist das erstmal das Leben. Und das will Karin nicht mit Planen verbringen. „Ich wollte es immer krachen lassen.“ Lieber verkauft sie fünf Jahre lang Obst und Gemüse auf dem Markt. Süße Aprikosen, saftig-saure Äpfel, leuchtend gelbe Bananen. Um halb drei steht sie auf, ist 45 Minuten später in der Großmarkthalle, um vier geht's dann mit dem Hänger raus auf den Markt. Düren, Gummersbach, Marienheide, Wipperfürth. 15 Meter Bleche mit Früchten und Salaten belegen, ehe die ersten Kundinnen kommen. „Das war eine tolle Arbeit, eine freie Arbeit“, schwärmt Karin noch heute. Manchmal hat sie 1000 Euro in der Woche ausbezahlt bekommen. In die Rente einbezahlt hat sie davon nur wenig. Gar nicht nur aus Unbedachtheit, noch weniger aus Gier, wie sie beteuert. Sondern weil sich da ja noch ihr Lebensgefährte aus dem Staub gemacht hatte, ein Investmentbanker. Der mit dem Ring, für den sie nicht bügelte. Aber leider bürgte. So hinterließ er ihr am Ende 100.000 D-Mark Schulden. „Das habe ich jahrelang abbezahlt. Sogar meine Mutter hat einen Teil übernehmen müssen.“

Gesundheit ist bei Karin auch ein Rechenexempel. Bluthochdruck, ein Bandscheibenvorfall, Fußheber-Parese und Borreliose. Schwarzkümmelöl würde ihr gut tun. 20 Euro kostet eine Flasche. Einmal in der Woche soll sie Fisch essen, ab und zu auch Kalbsleber, hat ihr der Arzt geraten. „Da kostet

eine Scheibe acht oder neun Euro. Das kann ich mir nicht leisten.“ 6,51 Euro stehen ihr pro Tag für Essen und Getränke zur Verfügung, so stellt sich der Sozialstaat das zumindest vor. „Eine altersgerechte Ernährung ist damit nicht möglich“, sagt Jürgen Daldrup vom Kölner Verein „Ein Herz für Rentner“, der jährlich rund eine Million an Spendengeld aufwendet, um etwa 5000 Seniorinnen und Senioren aus der finanziellen Klemme zu helfen.

Der Bedarf sei weit höher. „Hier rufen sehr viele Leute an, die am Telefon in Tränen ausbrechen. Wir können aber nur einem Bruchteil von ihnen helfen“, sagt Daldrup. Nachzahlungen bei Strom und Gas, ein neuer Wintermantel, ein kaputter Kühlschrank. Seit die Inflation die Lebensmittelpreise in die Höhe getrieben hat, hilft der Verein aber immer häufiger auch mit Gutscheinen vom Supermarkt aus, wenn der Vorrat nicht bis zum Monatsletzten reicht. „Es kommen Menschen zu uns, die haben am 25. noch eine Dose Ravioli. Das reicht nicht“, sagt Daldrup. Gute Ratschläge wollen laut Daldrup in derlei Notlagen niemand hören: „Gegen Armut hilft nur Geld.“ Auch für Karin konnte der Verein schon einspringen. Eine Nachzahlung bei der Gasrechnung brach in ihr bescheidenes Leben herein und quälte sie mit der Frage: Wie viel Minus verträgt ihre Rente? Daldrup fürchtet: Gar keins: „Wie wollen Sie die 2000 Euro Nachzahlung jemals aus dem niedrigen Budget raussparen? Das kann doch gar nicht klappen.“

So oft es geht, versucht Karin eine Pause vom Rechnen zu machen. Sie ist schließlich keine, die sich kleinkriegen lässt. Dann dreht sie die Musik laut auf und bewegt sich in ihrem Wohnzimmer zur Diskussion einer dänischen Band namens Safrí Duo. „Da fetz ich drauf ab.“ Wenn sie tanzt, ist sie nicht arm. Wenn sie tanzt, ist sie vielleicht nicht einmal alt.

Ein Herz für Rentner e. V. unterstützt bundesweit Rentnerinnen und Rentner, die sich trotz jahrelanger Arbeit nicht das Nötigste zum Leben leisten können. Dazu gehören Brillen, Zahnbehandlungen, Möbel, Heizkostennachzahlungen und vielem mehr. Auch setzt sich der Verein mit kostenlosen Veranstaltungen gegen Einsamkeit im Alter ein. Seit 2019 gibt es ein NRW-Büro in Köln am Rudolfplatz.

Wer spenden will, kann das hier tun: Sparkasse KölnBonn, IBAN: DE70 3705 0198 1934 9935 67 www.einherzfuerrentner.de



„Es kommen Menschen zu uns, die haben am 25. noch eine Dose Ravioli. Das reicht nicht“

Jürgen Daldrup vom Kölner Verein „Ein Herz für Rentner“

„Wir müssen aufhören, die Jungen zu veräppeln“

Das gesetzliche Rentensystem gerät in den kommenden Jahren wegen der demografischen Alterung in Schieflage. Beiträge dürften steigen, das Rentenniveau sinken. Ein Experte erklärt die Lage

Herr Roth, wie kann es sein, dass jemand sein Leben lang arbeitet und am Ende zum Amt muss, damit er seine Kosten noch bestreiten kann? Ist das nicht ungerecht?

Das kann man ungerecht finden. Man kann aber auch sagen, das ist sogar ein Beleg für das Funktionieren des Systems. Die Rente orientiert sich an den individuellen Beiträgen, die man eingezahlt hat. Wer viel verdient, zahlt viel ein. Wer weniger verdient, zahlt weniger ein. Daraus ergibt sich dann auch eine entsprechend höhere oder niedrigere Rente. Um soziale Not zu verhindern, gibt es dahinter im Sozialstaat noch ein anderes System, das die Allgemeinheit über Steuern finanziert: das der Grundsicherung oder des Bürgergelds. Wer da reinfällt, hat wenig Geld, aber er verhungert wenigstens nicht. Das gilt für den Rentner genauso wie für den Kranken oder den Langzeitarbeitslosen. Die Allgemeinheit kommt für ihn auf, die Gutverdiener schultern am meisten.

Wenn ich am Ende Grundsicherung kriege, egal ob ich gearbeitet habe oder nicht, fehlt mir aber doch vielleicht die Motivation überhaupt zu arbeiten. Zumindest in sozialversicherungs-pflichtiger Weise.

Das kann passieren. Sie müssen aber bedenken, dass Sie während der Erwerbstätigkeit mit Arbeit im Regelfall trotzdem mehr Geld zur Verfügung haben als mit Bürgergeld. Um diesen Anreiz während der Erwerbsphase aber nicht zu verlieren, dürfen wir die Rentenbeiträge zu Gunsten höherer Renten meiner Meinung nach auch nicht erhöhen. Dadurch würde Arbeit verteuert und sich am Ende weniger lohnen. Das wäre dann erst recht demotivierend.

Also ist Altersarmut Ihrer Meinung nach gar kein großes Problem? Immerhin ist jeder fünfte Senior statistisch armutsgefährdet.

Die Statistik allein ist da nicht besonders aussagekräftig. Da finden sich auch viele Ehepartner, die selbst zwar weniger als 1000 Euro Rente beziehen, aber womöglich gemeinsam mit einem ehemals gut verdienenden Partner in einem Einfamilienhäuschen leben und sicher nicht arm sind. Oder Menschen, die einige Zeit selbstständig gearbeitet und außerhalb des gesetzlichen Rentensystems vorgesorgt haben. Aber Altersarmut ist natürlich trotzdem ein Problem. Vor allem dann, wenn wir in die Zukunft blicken. Da droht der Weg der Rentenversicherung durch die demografische Entwicklung gefährlich zu werden.

Was ist zu tun?

Es gibt nur zwei Möglichkeiten. Entweder wir erhöhen die Rentenbeiträge. Das wollen wir aus oben genannten Gründen nicht, um Erwerbstätige nicht zu demotivieren. Oder wir kürzen bei den Renten, zum Beispiel, indem wir das Renteneintrittsalter erhöhen. Natürlich ist auch eine Mischung beider Korrekturen denkbar. Ökonomisch ist man sich komplett einig, dass es anders nicht gehen wird. Die Politik ignoriert das aber seit vielen Jahren. Sie verteilt im Gegenteil Bonbons an die Älteren: Mütterrente, früherer Renteneintritt für langjährig Beschäftigte. Das mag einem Wählerstimmen bringen, weil die Wähler eben in großer Zahl alt sind. Wir müssen aber aufhören, die Jungen zu veräppeln. Wir lasten da sehr viel auf die Schultern der künftigen Generation. Und die kann sich 18 Jahre lang gar nicht wehren, weil wir sie ja auch von den Wahlen ausschließen.

Ok, wir müssen also länger arbeiten. Ist das denn überhaupt machbar in einigen Berufen?

Ich weiß, Sie kommen mir jetzt mit dem Dachdecker, der mit 67 Jahren zu schwach für seine schwere Arbeit ist.

Ganz genau. Was soll der machen?

Der Dachdecker, der immer als Beispiel herhalten muss, steht ja meist auch heute mit 67 Jahren gar nicht mehr auf dem Dach. Der ist in der Regel schon mit Mitte 50 in die Planung oder Logistik gewechselt. Aber natürlich: Es gibt Tätigkeiten, die kann man wegen des körperlichen Verschleißes ab einem gewissen Alter nicht mehr ausüben. Es existiert aber auch dafür eine Lösung: In diesen Berufen müsste man in den wenigen Jahren, die man den Beruf ausüben kann, so viel verdienen, dass man es sich leisten kann, schon mit 60 in Rente zu gehen.

Aber wer sorgt denn dafür, dass man in diesen Berufen dann so viel verdient? Die Pflegerin beispielsweise ist womöglich auch betroffen und bekommt kein riesiges Gehalt.

„Wer keine Kinder eben in die eigene Vorsorge stecken oder in die Ausbildung der Nachbarskinder“

Das regelt – und auf diesen Satz haben Sie sicher schon gewartet – tatsächlich der Markt. Wenn es wenig Dachdecker gibt, weil der Beruf so schwer ist, Sie aber ein Dach decken lassen müssen, dann werden Sie dafür mehr Geld auf den Tisch legen. Und die Pflegerin ist eigentlich auch ein gutes Beispiel. Wir brauchen diese Leute dringend. Also sind die Löhne in den vergangenen Jahren in diesem Berufsfeld deutlich überproportional gestiegen, obwohl die Lohnfindung in der Branche durch viele staatliche Planungen und Verbandsverhandlungen aller Art weit weg vom unregulierten Markt ist.

Wenn wir künftig so viel länger arbeiten, bleibt kaum mehr Zeit für den süßen Ruhestand mit viel Freiheit und Reisen.

Ja, das muss man sich leisten können. Woher kommt dieser Anspruch denn überhaupt? Wir haben unsere Erwartungen da in den vergangenen Jahrzehnten schon sehr weit aufgedreht. Als Bismarck die Rente einführt, lag das Renteneintrittsalter bei 70 Jahren, die durchschnittliche Lebenserwartung war jedoch halb so hoch wie heute. Viele Leute sind damals gestorben, bevor sie überhaupt die

erste Zahlung erhalten haben. Und auch heute handelt es sich ja um eine Versicherung, die nicht dafür einsteht, dass das Geld für eine Kreuzfahrt reicht. Ihr Sinn ist lediglich, dass wir uns gegen das Risiko versichern, länger zu leben als unser gespartes Geld reicht. Aber etwas Ersparnis muss da sein. Und wenn wir heute zehn Jahre länger leben als unsere Eltern, dann müssen wir mindestens sechs bis sieben davon länger arbeiten und sparen.

Gibt es denn auch positive Tendenzen, die Sie beim Blick auf die Zukunft des Rentensystems sehen?

Die Aufmerksamkeit ist jedenfalls gestiegen. Ich glaube, es gibt heute weniger Menschen, die komplett blauäugig auf die Rente zuwirtschaften. Den meisten ist klar, dass sie selbst vorsorgen müssen, wenn sie sich im Alter weiter einen gewissen Lebensstandard erhalten wollen. Außerdem wird es künftig auch weniger Menschen geben, die im Alter ungeplant allein auf sich gestellt sind. Einfach, weil heute auch Frauen viel häufiger erwerbstätig sind. Oder zumindest während der Ehe entsprechende Regelungen getroffen haben, um im Alter nicht allein ohne Altersvorsorge dazustehen, falls die Beziehung scheitert.

Könnte uns ein staatlicher Rentenfonds weiterhelfen, wie er beispielsweise in Norwegen existiert?

Norwegen ist super, aber leider nicht vergleichbar. Da speist sich der Fonds aus den Gas- und Ölrerven des Landes. So eine staatliche Geldquelle haben wir in Deutschland ja gar nicht. Zudem bräuchten wir einen sicheren Aktienfonds. Selbst die besten Ökonomen des Landes sind bezüglich langfristiger Kursentwicklungen überfragt. Wie kommt man auf die Idee, dass ausgerechnet der Staat da über ausreichend prognostische Fähigkeiten verfügt?

Die größte Geisel des Rentensystems ist ja die Demografie, also die Tatsache, dass die Menschen zu wenig Kinder bekommen. Müsste das System Kinderkriegen nicht mehr belohnen? Derzeit sind Kinder gerade für Frauen eher ein Armutsrisiko.

Erstmal würde ich sagen: Ob jemand Kinder bekommt oder nicht, geht den Staat nichts an. Als Liberaler möchte ich nicht die Menschen so steuern, dass sie zu den staatlichen Systemen passen. Stattdessen müssen die Systeme so gestaltet werden, dass sie trotz veränderter Lebensentwürfe der Bürger funktionieren. Aber natürlich haben die privaten Lebensentscheidungen für den Einzelnen Konsequenzen. Derjenige, der Kinder hat, muss sie versorgen, investiert viel Geld in die Erziehung und Ausbildung. Aber im Gegenzug hat er im Alter eben auch Nachkommen, die für seine Rente aufkommen. Das ist zunächst unabhängig davon, ob dies rein privat oder über eine Rentenversicherung im Umlageverfahren geschieht. Wer keine Kinder hat, muss sein Geld eben in die eigene Vorsorge stecken oder in die Ausbildung der Nachbarskinder, die im Alter dann für ihn da sind. Ich kann mir also vorstellen, dass sich Kinderlosigkeit bei der Höhe der gesetzlichen Rente künftig individuell negativ auswirken wird. Nicht als Strafe für Kinderlosigkeit, sondern einfach, weil ohne Kinder keine Einzahler ins Rentensystem vorhanden sind, an die man Ansprüche hätte. Bei der Pflegeversicherung wird das heute schon berücksichtigt – wenn auch in noch eher geringem Maß.

Das Gespräch führte Claudia Lehnen



Karin bekommt 940 Euro Rente. Weil das zum Leben nicht reicht, gewährt man ihr Wohngeld. Trotzdem steht sie oft am Rudolfplatz vor den Cafés und denkt: „Das kannst du dir alles nicht leisten.“